



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Man nimmt an, daß die Listen, welche diese unzweifelhaft gambettistischen Wahlausschüsse im nächsten September ausgeben werden, der Empfehlung halber an der Spitze den Namen des Candidaten Gambetta tragen werden, und man hält es für wahrscheinlich, daß der Exdictator dann in fünfzig bis sechzig Departements zugleich ein Mandat erhalten wird — ein Plebis cit, das deshalb nicht weniger beabsichtigt sein wird, weil der Gegenstand desselben die Absicht geleugnet hat.

In seiner Taktik sowohl als in seinen Zielen kann Gambetta irren, aber wie es scheint, wird Frankreich mit dem ihm eignen Zuge der Hinneigung zur Gewalt eines einzigen, mit seinem Heerdengeiste möchten wir sagen, ihn sich auch mit seinen Irrthümern gefallen lassen. Er ist nun einmal wohl der einzige Mann, für den das Volk sich jetzt interessiert und begeistert, der einzige, mit dessen Namen man es beschwören kann. Wenn nicht alles täuscht, so wird er künftig herrschen, wie er jetzt herrschen will. Es soll Conservative geben, welche von dem neuen System eine Stärkung ihrer Partei erwarten. Wir möchten diese Erwartung nicht theilen, aber auch nicht unbedingt verwerfen. Keine Partei kann mit voller Bestimmtheit voraussagen, was der neue Wahlmodus aus den Urnen hervorgehen lassen wird. Frankreich thut damit einen Sprung ins dunkle; denn die Kraft, die es abwechselnd einem Robespierre, einem Bonaparte, einem Thiers oder einem Gambetta in die Hände spielt, jener Trieb nach einem imponirenden Centrum hin, ist mächtiger als Grundsätze, Gründe und politische Einrichtungen.

### Literatur.

Rußland und England. Außere und innere Gegensätze von G. von Agény. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1881.

Daß die meisten der über Rußland von Fremden geschriebnen Werke Irrthümer und verkehrte Anschauungen enthalten, ist hinlänglich bekannt. Agény wendet sich namentlich gegen die englischen Urtheile, in erster Linie aber gegen Grenville-Murrays *The Russian of to-day* und hebt aus dessen Buche zu Nutz und Frommen seiner Leser einiges hervor, das in der That auf Wahrheit beruht, aber durch Entstellung, Uebertreibung oder Unverstand zur Lächerlichkeit, wenn nicht gar zur Lüge wird. Schon hierbei ergreift der Verfasser die Gelegenheit, bei der Schilderung von Schäden, wie sie Grenville in Rußland finden will oder findet, auf dieselben oder ähnliche Schäden des englischen Lebens hinzuweisen. Dann aber schildert Agény den Engländer, indem er, um ganz unparteiisch zu erscheinen, dort, wo es sich um nationale Fehler handelt, sich auf ihre Geschichte, Literatur und Presse oder auf Zeugnisse ihrer eignen Staatsmänner und Gelehrten beruft und nur dort, wo es sich um die lichtvollen Seiten ihres Charakters handelt, nach eigener Erfahrung zeichnet. Die guten wie die bösen Eigenschaften des Briten, seine Tugenden und Laster, sein Charakter, alles erscheint ihm als eine nothwendige Folge der insularen Lage des Landes. Der Insularismus habe dem ganzen Volke wie dem Einzelnen ein bestimmtes Gepräge gegeben, und die Gewohnheit auf sich selbst angewiesen zu sein, die Nothwendigkeit für sich selbst und für sich allein zu sorgen, eine durch den Insularismus hervorgerufene Eigenschaft, habe die individuelle wie die nationale Energie, das Bewußtsein des eignen Rechts und die Achtung des Rechts anderer entwickelt. Durch

die Abgeschlossenheit sei aber auch der Egoismus erzeugt worden, des Ich mit einem großen J, das alles nur auf sich bezieht, das nur sich im Auge hat, dem alles fremd und untergeordnet, ja bisweilen sogar feindlich erscheint, sobald es nicht den eignen Interessen dient. „Nur so läßt sich das doppelte Individuum erklären, das in jedem Briten zu finden ist: der Mensch und der Engländer. Der erstere kann sanft, mild, herzengut, edelmützig, freigebig, gerecht, unparteiisch, mit einem Worte wahrhaft christlich sein, er ist wahrheitsliebend und vertrauenerweckend, er zeigt sich von der achtbarsten und liebenswürdigsten Seite; kommt er aber mit dem Engländer in Conflict, d. h. steht er dem Fremden als solcher gegenüber, so verschwindet alles Menschliche, er wird rauh und hart bis zur Grausamkeit, er tritt jedes menschliche und göttliche Gesetz mit Füßen, und Treulosigkeit und Lüge, Habgier und Raubsucht treten so offen zu Tage, daß man einem räthselhaften Wesen gegenübersteht, welches man mit Erstaunen und mit Grauen betrachtet, aber nur schwer zu begreifen vermag, weil es eben unsrer Natur fremd ist. So sind die wunderbarsten Gegensätze in ihm vereint, er ist vollkommen transformirt, je nachdem man ihn zu Hause, im Familienkreise, unter seinen Mitbürgern oder jenseits des Canals oder Weltmeers in Beziehung zu Fremden sieht.“

Die guten Seiten des Engländer darzustellen, lag nicht in der Absicht des Verfassers. Er wollte die Rehrseite des Insularismus zeichnen, und das gelingt ihm, indem er uns durch die Geschichte der letzten Jahre führt und uns nach englischen Berichten den Mangel an jeder Achtung des Fremden schildert, durch den der Engländer in erster Linie sich auszeichnet, und dann zahlreiche Proben von der Rohheit, der blutigierigen Grausamkeit und der oft perfiden Politik Englands giebt. Den widerlichsten Eindruck macht es offenbar, wenn England bei allem Frevel — wir erinnern nur an den Opiumkrieg, die unmenschlich grausame Niederwerfung des indischen Aufstandes, die Unterdrückung freier Völker — immer erbauliche Redensarten über die Pflichten im Munde führt, die es als civilisirte und christliche Nation habe. „Der Fremde wird jedoch,“ so meint Ugény, „bald einsehen, daß es im Jargon der englischen Presse, des Parlaments, der Meetings und der Kanzel stereotype Phrasen und Wörter giebt, die nicht mehr bedeuten als das Wort „halter“ im Oesterreichischen, ein Flickwort, das nichts sagt und ohne das man sich dort nicht behelfen kann. Ebenso verhält es sich mit der Redensart: Honesty is the best policy, das auf Indien paßt wie die Faust aufs Auge, und: Humanity, Civilization und Christianity, die sich durch Hängen, Erschießen und Kanonenerblasen übersetzen lassen.“

Wir lassen es bei dieser Probe bewenden. Man wird finden, daß das vorliegende Buch nicht sine ira et studio geschrieben ist. Entschieden spricht sich der Haß des Verfassers gegen England aus. Aber wenn wir denselben auch nicht theilen, so müssen wir doch den Zeugnissen, die er für seine Meinung beibringt, Gerechtigkeit widerfahren lassen und uns seinem Urtheile anschließen.

Leider läßt sich der belehene Verfasser durch seine Lust am Erzählen oft von seinem Thema abbringen und gefällt sich dann in allerhand Anekdoten und Calambourgs. Wird sein Buch auch dadurch an vielen Stellen amüsanter, so geht ihm doch der ernste Charakter verloren, den es haben müßte, wenn es nach dem Wunsche des Verfassers einen dauernden Eindruck machen soll.

Die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust. Von Wilhelm Creizenach. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, 1881.

Mit der vorliegenden kleinen Schrift beabsichtigt der Verfasser einen Beitrag zu geben zu der gerade in den letzten Jahren viel erörterten Frage, ob und wie

der Goethische Faust auf die Bühne zu bringen sei. Die allmähliche Verbreitung, welche die Dichtung im Laufe der dreißiger Jahre über die deutschen Bühnen fand, hat kürzlich Mehring im Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger (1880) in einer tabellarischen Uebersicht veranschaulicht. Creizenach giebt hier zum ersten Male einen geschichtlichen Ueberblick auch über die ältern Inszenierungsversuche seit 1810, eine Untersuchung der Frage, wie Goethe selbst über die Bühnenfähigkeit seines Werkes dachte, und verfolgt die Geschichte der Faust-Aufführungen bis in die jüngste Vergangenheit herein. Die Schrift zerfällt demnach in drei Capitel. Das zweite und dritte sind speciell der Bühnengeschichte der beiden Theile des Faust gewidmet; die klare und übersichtliche Darlegung der mannichfachen Wege, die dabei bis jetzt eingeschlagen worden sind, wird vor allem für die Theaterfreunde und Bühnenleiter von Interesse sein. Das erste Capitel, welches an der Entstehungsgeschichte der Dichtung nachweist, wie Goethe, wenn er auch von vornherein im Faust ebenso wenig wie im Götz seinen Gedankenflug durch Rücksichten auf die Anforderungen der Bühne habe einengen lassen, doch die meisten von den Scenen, die in die Sturm- und Drangperiode zurückreichen, offenbar „theatralisch gedacht“ und erst bei den spätern Zudichtungen das Theater mehr und mehr aus den Augen verloren habe, ist reich an feinen und eigenthümlichen Bemerkungen, die vor allem der Goethefreund und der Literaturhistoriker nicht übersehen wird. Besonders treffend und einleuchtend ist, was Creizenach hier über den Stilwechsel in den ältesten Partien des Faust sagt: „Wir finden die verschiedenen Stilarten wieder, in denen der junge Goethe sich bewegte: im Monolog im Studirzimmer und in den Gretchenscenen die Hans Sachs'schen Reime, bald strenger, bald freier nach dem Muster des alten deutschen Dichters gebildet; in dem Glaubensbekenntniß, das Faust ablegt, da Gretchen ihn katechisirt, erhebt er sich zu dem pindarischen Schwunge wie in Wanderers Sturmlied und im Fels-Weihgesang an Psyche; da wo wir uns dem erschütternden Ende nahen, tritt die wilde shakespeare'sche Prosa ein, die der Dichter in den Scenen ‚Trüber Tag, Feld‘ beibehielt, in der Kerker-scene aber später unter Zustimmung Schillers als zu ‚gewaltfam angreifend‘ in die jetzige Form umschuf.“ Zu einer Note knüpft Creizenach hieran eine Widerlegung der vor einiger Zeit von Scherer geäußerten Vermuthung, daß mehrere der ältesten Scenen des Faust ursprünglich in Prosa abgefaßt gewesen seien. Diese Scherer'sche Idee hat nirgends Beifall gefunden, sie ist aus vielen Gründen allseitig abgelehnt worden. Creizenach macht zu allem, was dagegen vorgebracht worden ist, noch auf die einfache Thatsache aufmerksam, daß Goethe im März 1788 von Rom aus an Herder schreibt, das Manuscript des Faust, das ihm vorliege, sei „noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Concept hingeschrieben.“ Da dieses Manuscript, woran keinem Menschen zu zweifeln einfallen wird, versificirt war, so ist natürlich an eine prosaische Fassung, die ihm zu Grunde gelegen haben soll, nicht zu denken und Scherer's Einfall damit wohl ein- für allemal als abgethan zu betrachten.

Noch eine kleine Berichtigung. Von der Hexentüchenscene schreibt der Verfasser, Goethe habe sie „im Garten der Villa Borghese, mitten in der ewigen Stadt“ gedichtet. Das ist ähnlich, als wenn jemand sagen wollte, Gellerts Fabeln seien „im Rosenthal, mitten im schönen Leipzig“ entstanden. Die Villa Borghese liegt „draußen vor der ewigen Stadt.“